

KAPITEL 2

Feywind rieb sich den Schlaf aus den Augen. Ihm war warm. Er schlug die Bettdecke zurück, reckte sich, stand auf und öffnete die Fensterläden. Er musste blinzeln, als Sonnenlicht das Zimmer flutete. Ein frischer Windhauch vertrieb die abgestandene und vom Kaminfeuer aufgeheizte Luft und trug den Geruch nach Frühling. Die Kälte, die gestern auf seinen Wangen gebrannt hatte, war nur noch blasse Erinnerung. Er sah nach draußen, beschirmte seine Augen, denn Sonne und gleißender Schnee blendeten ihn. Prüfend betrachtete er den blauen Himmel. Schnee würde so schnell nicht mehr fallen. Bendaril hatte nun endlich die Herrschaft an sich gerissen und schien gewillt, die verlorene Zeit gutzumachen. Vögel zwitscherten, kleine Rinnsale waren bereits zwischen den Bäumen zu sehen und vom Dach tropfte es.

Obwohl Feywind immer noch an gestern Abend denken musste, fiel es ihm angesichts des herrlichen Wetters leichter, diese düsteren Gedanken zu verbannen.

Er entledigte sich seiner Kleidung, mit der er ins Bett gekrochen war, und blieb ein wenig am Fenster stehen, um die Strahlen der Sonne zu genießen. Nach einer Weile fröstelte ihn und er zog dieselben Kleider wieder an. Er hatte nur noch eine saubere Garnitur und die wollte er aufheben.

Als er das Hemd zuknöpfte, fiel sein Blick auf das Mal unter seiner rechten Schulter. Ein Adept an der

Akademie hatte einmal behauptet, es sehe aus wie eine Klaue. Feywind mochte es nicht, aber wenigstens war es einheitlich weiß und ebenmäßig. Es war auch keine Narbe, denn wenn er mit den Fingern darüber strich, ließ sich kein Unterschied in der Hautstruktur erfühlen. Irgendwann hatte er akzeptiert, dass es eben zu ihm gehörte wie seine Füße oder seine Ohren, und sich keine weiteren Gedanken mehr darüber gemacht. Vom Mal wanderte sein Blick zu den feingliedrigen Fingern.

Die Hände eines Gelehrten und Schreibers, hatte Dalmatis einmal bemerkt. Sein Lehrmeister hatte es gut gemeint, aber Feywind war getroffen gewesen, da nichts an ihm Härte ausstrahlte. Er liebte die Magie, hegte jedoch eine geheime Bewunderung für Krieger, weil sie so stark und unerschütterlich wirkten, ähnlich Bäumen, die kein Sturm entwurzeln konnte.

»Für das Schwert sind sie wahrlich nicht geschaffen«, murmelte er. Umso mehr allerdings für die komplexen Hand- und Fingerbewegungen, die einen Zauberspruch begleiteten und die Kraft der Magie bündelten. Als Magier war er geschickt, keine Frage. Deswegen hatte Dalmatis ihm angeboten, sein Assistent zu werden. Feywind hatte Zeit bis zum Sommer, um sich das Angebot durch den Kopf gehen zu lassen. Im Grunde war die Entscheidung bereits gefallen. Die Offerte auszuschlagen, wäre töricht und dumm. Viele würden sich die Finger danach lecken. Der persönliche Gehilfe einer Koryphäe auf einer der berühmtesten Magierakademien im ganzen Land – Feywind konnte sich wirklich nicht beklagen. Und die Zeit bis dahin konnte er für seine eigenen Forschungen und Experimente nutzen. Der abgelegene, gut ausgestattete Turm seines Vaters eignete sich dafür hervorragend. Hier ließ sich auch mal etwas versuchen, das

an der Akademie ein Stirnrunzeln nach sich gezogen hätte. Oder mehr ...

Der bloße Gedanke an die ganzen Möglichkeiten, die er nun hatte, da ihm niemand mehr auf die Finger schaute, jagte ein Kribbeln über seine Haut. Er warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Gläschen, Bücher und magischen Ingredienzien – seltene Pflanzen und Kräuter sowie verschiedene zu Staub gemahlene Gesteine –, die im Arbeitszimmer nur auf ihn warteten.

Sein knurrender Magen jedoch erinnerte ihn daran, dass er Marta versprochen hatte, ihr vor der Mittagsstunde in der Taverne einen Besuch abzustatten.

Er zog seine Lederstiefel an und schüttelte sich in den grauen Umhang, der von gestern noch leicht feucht war. Den Siegelring ließ er in der Hosentasche. Er warf einen Blick in den mannshohen Spiegel, der in der Ecke stand, dann nahm er seine Haarbürste aus dem Beutel und kämmte sich. Oft hatte er mit dem Gedanken gerungen, seine langen schwarzen Locken abzuschneiden, aber er brachte es einfach nicht übers Herz, auch wenn sie ihn noch jünger aussehen ließen.

Er verließ den Turm, schritt durch den Wald und sog die frische Luft in seine Lungen. Ja, die Tage fernab der Stadt und der Akademie würden ihm definitiv guttun. Im Moment bereitete ihm allein der Gedanke an den muffigen Geruch der Akademiebibliothek Unwohlsein. Durch Riechen an der Kleidung hatte man feststellen können, ob jemand für eine Prüfung lernte oder nicht. Feywind musste schmunzeln, als er daran dachte, wie sich seine Kollegen und er abends oft zum Scherz gegenseitig abgeschnüffelt hatten wie Hunde.

Ein ständiges Pochen und Klopfen hallte durch den

Wald. Als kleiner Junge hatte Feywind geglaubt, ein riesiger Specht lebe hier und bearbeite die Bäume mit seinem gewaltigen Schnabel. Die eigentliche Erklärung war banal: Waldfelsen lebte von der Holzfällerei. Das Holz der hohen Fichten und Eichen war begehrt im ganzen Land.

Im Dorf angelangt, strebte er sofort zur Taverne, doch auf halbem Weg dorthin traf er auf den blonden Mann von gestern Abend. Er stand einfach da, mitten in der Gasse, und hielt sich die Stirn. Er murmelte etwas, warf den Kopf in den Nacken, fletschte die Zähne. Dann schlug er mit den Fäusten gegen seine Schläfen.

Plötzlich ertönte eine Stimme. »Da bist du ja, du Dummkopf!«

Feywind zuckte zusammen, kam sich vor wie jemand, der heimlich dabei zugeschaut hatte, wie sich eine Frau entkleidete.

Ein stämmiger Mann mit schwarzem Vollbart kam herangeeilt.

»Das ist schon das zweite Mal heute, dass der Bursche ausbüxt«, erklärte er und deutete auf den Blondenden.

Wer war der Mann doch gleich? Dann fiel es Feywind ein: Hagard, der Besitzer einer Sägemühle im Wald. »Was ist denn mit ihm?«

»Ach, der ist schwachsinnig.« Hagard lächelte abschätzig. »Meistens ist er still wie ein Holzpflöck, nur um dann plötzlich so einen Rappel zu kriegen wie jetzt gerade. Rennt dann einfach weg und macht solche Geräusche.« Hagard trat an den Blondenden heran und umfasste seinen Arm. »Komm jetzt mit.« Der Blonde zeterte, ließ sich aber bereitwillig mitziehen. »Manche Leute haben Angst vor ihm. Mir ist das egal. Der Bursche hat 'ne Bullenkraft und kann an-

packen. Darauf kommt es mir an. Wirklich schade, dass er nicht bei Sinnen ist.«

»Wie heißt er eigentlich? Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Das weiß keiner«, antwortete Hagar mit einem Schulterzucken. »Kam vor drei Tagen aus dem Wald gelaufen und brabbelte unverständliches Zeug. War völlig verwahrlost und verwirrt. Hab ihn bei mir aufgenommen, weil ich sofort gesehen habe, dass der Kerl Kraft hat wie ein Ochse.« Hagar zwinkerte, schien stolz wie ein Pferdehändler, der einen prächtigen Hengst umsonst erstanden hatte. »So, ich muss weiter«, sagte er und verschwand mit dem Blondem, der sich mittlerweile beruhigt hatte und mit gesenktem Kopf hinterhertrötete.

Feywind folgte ihnen unauffällig. Nun, zumindest hoffte er das. An der Sache war doch was faul! Allein die Geschichte, dass der Blonde einfach aus dem Wald gestapft war, stank zum Himmel. Berndorf, die nächstgelegene Ortschaft, war einen halben Tagesmarsch entfernt. Käme der Blonde von dort, hätte man jemanden nach Waldfelsen geschickt, um ihn zu suchen. Nein, er war nicht aus dieser Gegend. Aber wie hatte er es in seinem Zustand geschafft, nicht im Wald zu erfrieren?

Feywind stolperte gegen einen Eimer. Mit pochendem Herzen presste er sich gegen die Holzwand einer Behausung.

Hagar schien das Scheppern nicht gehört zu haben, denn er drehte sich nicht um.

Glück gehabt!

Trotzdem fühlte sich Feywind komplett fehl am Platz, als er wie ein schlechter Halunke von Haus zu Haus und von Schatten zu Schatten eilte. Leider wusste er nicht mehr, welcher der Sägebetrieb der

von Hagar war, sonst hätte er sich diese Unannehmlichkeit ersparen können. Fragen wollte er allerdings auch niemanden – und warten schon gar nicht!

Als Hagar endlich den Wald betrat, atmete Feywind erleichtert auf. Die Bäume boten genug Schutz vor Entdeckung.

Hämmern drang durch den Wald und wenig später sah er Hagards Mühle, ein langes, flaches Holzgebäude, das direkt neben einem eisberandeten Flusslauf lag, in dem Baumstämme trieben. Einige Männer waren damit beschäftigt, die Stämme aus dem Wasser zu hieven und in handliche Stücke zu zersägen, andere luden Holzbretter in einen Ochsenkarren.

Hagar gab dem Blonden ein paar Anweisungen und deutete auf einen Stoß schwerer Holzscheiben, bevor er in die Mühle verschwand.

Der Blonde trottete zu dem Stapel und begann, die Scheiben auf einem Karren zu verladen. Seine Muskeln spannten sich dabei wie Taue. Obwohl ihm der Schweiß bald in Strömen über das Gesicht lief, verzog er keine Miene.

Feywind, der hinter einem Strauch in die Hocke gegangen war, beobachtete ihn genau.

Geraume Zeit geschah nichts.

Plötzlich jedoch hielt er inne, ließ die Holzscheibe fallen, die er gerade aufgehoben hatte, und blickte verwundert auf seine Hände. Wieder legte er den Kopf in den Nacken. Dann, als wäre er eine Marionette, deren Meister an den Fäden zupfte, nahm er seine Arbeit wieder auf.

Feywind konnte sich keinen Reim auf das Verhalten machen und überlegte, ob es unbedingt angeborener Schwachsinn sein musste, der den Blonden beeinträchtigte. Vielleicht Kräuter, die den Sinn trübten? Ein Schlag auf den Kopf? Oder etwas völlig ande-

res, womöglich gar ein Zauber? Zugegeben – es gab Zauber, die das Denken lähmten; es gab sogar solche, mit denen man die Kontrolle über einen Menschen erlangte, doch nur ein Großmeister wäre dazu imstande.

Feywind war unschlüssig. Sollte er einen Zauber der Klarsicht wirken, der ihm zeigte, ob Magie im Spiel war? Wenn das jemand spitzbekommen sollte ...

Auf der anderen Seite, wer von den Leuten im Dorf verstand schon etwas von Magie? Und die Inquisition war weit weg. Was brachte ihm eine magische Ausbildung, wenn er damit hinterm Berg hielt?

Er atmete tief ein, verbannte alle äußeren Eindrücke aus seinem Geist. Bald hörte er weder das Sägen und Klopfen noch die Gespräche der Männer.

Seine Finger zeichneten die in der Akademie gelernten Muster in die Luft, dann spürte er, wie die Magie, die er gerade entfesselt hatte, einer Frühlingsbrise gleich durch seinen Körper strich. Er genoss das Gefühl, kostete es aus, bis es wich und der Zauber Gestalt annahm.

Er öffnete die Augen. Die Welt um ihn herum hatte sich verändert: Gebäude, Menschen, selbst der Himmel hatten einen rötlichen Farbschimmer angenommen. Alles glomm, manches schwächer, manches stärker. Der Himmel leuchtete matt, die Menschen dagegen heller.

Feywind erinnerte sich an die uralten Schriften, die verkündeten, dass die Eldar, eine uralte Rasse, die Magie erschaffen hatten, ehe sie weitergezogen waren zu anderen Welten. Ob es wirklich stimmte, dass die Eldar die Welt sozusagen mit Magie befruchtet hatten, konnte weder jemand bestätigen noch widerlegen. Jedenfalls wohnte die Magie in jedem Lebewesen, vor allem in jenen, die einen Zugang zu ihr

hatten und somit in der Lage waren, sie zu benutzen. Und wieder einmal war Feywind glücklich, diesem kleinen Kreis der Auserwählten anzugehören.

Meine Gedanken schweifen ab, ermahnte er sich. Oft genug hatte Dalmatis ihn wegen seiner Zerstreutheit gerügt und ihn aufgefordert, die Kraft seines Geistes zu bündeln, so wie ein Brennglas die Strahlen der Sonnen bündelte. Nur so käme man einen Schritt weiter auf dem langen Weg, ein Großmeister zu werden.

»Verzeiht«, flüsterte Feywind, atmete tief durch, konzentrierte sich und richtete seinen Blick auf den Blondem. Auch dieser erstrahlte rot, doch etwas war anders: Um seinen Kopf verdichtete sich das Leuchten, als hätte man ihm eine rote Kapuze übergestülpt. Das Gesicht war kaum zu erkennen; es war umhüllt von einem sich windenden, nebelähnlichen Schleier.

Feywind beendete den Zauber – er hatte genug gesehen. Magie beeinflusste das Denken des Mannes. Wie stark der Zauber war, ließ sich zu diesem Zeitpunkt nicht sagen. Dazu müsste er einen viel stärkeren Klarsichtzauber wirken und den Blondem berühren, vielleicht sogar ein paar magische Ingredienzien bereithalten. Hier draußen war das unmöglich, ohne Verdacht zu erregen.

Neugierde brannte in ihm wie der Odem eines Drachen, Neugierde, die ihm schon des Öfteren einen Rüffel eingebracht hatte. Sie würde ihn nicht mehr loslassen, bis das Rätsel gelöst war. Er müsste nur einen Weg finden, des Blondem unauffällig habhaft zu werden.

In Gedanken versunken ging er zur Taverne. Dabei überquerte er den menschenleeren Dorfplatz; die meisten Leute saßen sicherlich am Mittagstisch.

Der sonst festgetretene Lehm war vom Schmelzwasser aufgeweicht und matschig, lediglich ein paar weiße Stellen marmorierten das rötliche Braun, meist im Schatten von Gebäuden.

Feywind hielt inne.

Ein schwarzer Fleck hatte sich in der Mitte des Platzes in den Boden gefressen; er erinnerte an eine Narbe, die nie mehr verheilen würde. Zwar hatte man Anstalten unternommen, den verbrannten Kreis zu bedecken, doch hatte das Tauwasser den Sand fortgewaschen.

Unlängst war hier ein Mensch verbrannt worden.

Dornenranken legten sich um Feywinds Brust. Der Arm der Inquisition reichte viel weiter als befürchtet! Er konnte kaum atmen, als er an seinen verschwundenen Vater dachte. War er etwa hier ...?

Feywind stolperte vom Dorfplatz – seine Beine gehorchten ihm nicht mehr –, stürzte in den Matsch, rappelte sich wieder hoch und hastete zur Taverne. Er riss die Tür auf, dass sie mit einem Scheppern gegen die Wand flog.

Ein paar Gäste blickten verärgert von ihrem Mahl auf. Martas Kopf war bei dem Lärm im Türrahmen der Küche erschienen. Einen Zeigefinger vor die Lippen gelegt, winkte sie Feywind zu sich heran.

Er unterdrückte die Frage, die ihm wie Säure auf der Zunge brannte, die er in die Gesichter der Menschen hier speien wollte, umrundete den Schanktisch und folgte Marta in die Küche. Es roch nach Braten und frischen Kräutern. Ein Kessel blubberte über einer Feuerstelle vor sich hin, auf dem großen Tisch an der Wand lag ein gehäuteter Hase.

»Was ist mit meinem Vater pass...«

»Schrei nicht so rum!«, ermahnte ihn Marta, einen besorgten Blick in den Schankraum werfend. »Ich

habe doch gesagt, dass dein Vater schon lang nicht mehr hier gesehen wurde.« Sie seufzte, schien in der Spanne eines Herzschlags zu altern, als ihre Schultern nach unten sackten. »Das ... Unglück geschah vor einer Woche ...« Sie ließ den Satz in der Luft hängen.

»Aber wen haben sie dann ...«, begann Feywind, ehe es ihm dämmerte. »Feja«, hauchte er.

Marta nickte, wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.

Feja.

Gut erinnerte er sich an das runzelige Gesicht der alten Hexe, vor allem an die Augen, oft schelmisch blitzend und voll Güte. Nie hatte sie den Dörflern eine Bitte ausgeschlagen, sei es, dass ein Kind krank geworden war oder sich einer der Arbeiter verletzt hatte. Sie hatte immer geholfen, war immer mit der richtigen Arznei zur Stelle gewesen.

Auch mir stand sie zur Seite, als ich als Kind einen Fieberanfall hatte ...

Feywind kämpfte mit den Tränen, von denen er nicht wusste, ob sie aus Trauer oder Wut geboren waren. Je länger er sich vorstellte, wie Feja im Feuer ihr Leben hatte lassen müssen, desto mehr spürte er, dass es Wut war. Er versuchte, sich zu beherrschen, hatte er doch zu oft gesehen, was Wut und Hass aus Menschen machen konnten. Dennoch krampften sich seine Finger zu Fäusten, sein ganzer Leib zitterte.

»Es war so schrecklich«, schluchzte Marta.

»Dieses ... seelenlose, undankbare Pack!«, zischte Feywind. Am liebsten wäre er zum Dorfplatz zurückgekehrt und hätte einen Feuerball in die umliegenden Häuser gejagt. Aber dann wäre er auch nicht besser als die anderen. »Warum?«

»Irgendwann, mitten im Winter, suchte uns eine rätselhafte Krankheit heim. Viele fingen an zu hus-

ten, hörten gar nicht mehr auf. Sie siechten dahin und wurden immer schwächer. Einige starben sogar. Irgendwann kam die Inquisition. Ich weiß nicht, wer sie geholt hatte, aber manche sagen, dass ...«

»... Ruben dahintersteckt«, beendete Feywind den Satz.

Marta nickte.

»Dieser ... dieser ...«, stammelte er. Wut auf Ruben und Hass auf sich selbst, dass er gestern vor diesem Dreckskerl davongelaufen war, rissen an ihm.

»Aber viele Leute hier begrüßten die Inquisition. Es war nicht Ruben allein.«

Feywind schüttelte den Kopf. So hatten es die Dörfler Feja also gedankt. »Wie konntet ihr nur glauben, dass die alte Feja das Dorf mit einem Fluch belegt hat? Nur weil Gerüchte umgingen, dass es andernorts zu ähnlichen Vorfällen kam?« Er fasste sich an die Stirn. »Bis jetzt ist rein gar nichts bewiesen! Allein die Inquisition behauptet, es sei eine Verschwörung von Hexen und Druiden. So ein Blödsinn!«

»Aber ... aber die Krankheit hörte nach ihrem Tod schlagartig auf«, stammelte Marta.

»Na und? Sie könnte auch von selbst wieder verschwunden sein! Wie viele sollen noch verbrannt werden? Und wer ist dann als Nächstes dran? Die Gildemagier, die Seite an Seite mit den Soldaten gegen das Ostreich gekämpft und den Krieg gemeinsam beendet haben? Diese verdammten Tempelknechte! Wie können die Menschen nur auf ihre Lügen reinfallen?«

Marta legte ihm die Hand auf die Schulter. »Mach nicht alles schlimmer, als es ohnehin ist. Die Menschen sind gereizt. Halte dich zurück. Ich will nicht, dass weiteres Unheil über Waldfelsen kommt.«

»Kannst du mir ein Stück vom Braten abschneiden?«, fragte Feywind resigniert. Seine Wut war ver-

raucht. Enttäuschung und Kummer füllten die zurückgebliebene Leere auf. »Ich möchte zurück zum Turm.«

Marta nickte und richtete ihm eine Mahlzeit her, die sie in ein Tuch wickelte.

Feywind bedankte sich und verließ die Taverne. Er wollte so schnell wie möglich raus aus dem Dorf. Erst jetzt bemerkte er, wie dreckig er war, Umhang und Hose waren schlammverkrustet. Einige Leute warfen ihm schiefe Blicke zu. Einst wäre er vielleicht errötet und hätte zu Boden geblickt, jetzt allerdings kümmerte ihn das nicht. Vor diesen Leuten Scham empfinden?

Im Turm schlang er ohne Freude Martas Braten und ein paar Scheiben Brot hinunter, spülte mit Wasser nach und ging zu seinem Beutel, aus dem er das Buch holte, das ihm Magister Dalmatis nach seiner Abschlussprüfung geschenkt hatte.

Die Chroniken von Dabenas Mondklänge lautete der Titel. Erst hatte Feywind sich geschämt, dass der Großmeister von seiner Leidenschaft für Abenteuer Geschichten wusste. Dalmatis aber hatte gesagt: »Nur der Träumer kann Wege beschreiten, die noch niemand vor ihm gegangen ist.«

Das Buch war das Kostbarste, was Feywind besaß. Obwohl er die Geschichte bereits in- und auswendig kannte, las er sie immer und immer wieder und jedes Mal fieberte er mit Dabenas mit. Leider starb Dabenas am Ende den Heldentod. Jedoch, welcher große Held tat das nicht? Feywind schlug die Seite auf, wo er beim Abstieg vom Ochsenkarren aufgehört hatte zu lesen. Er wollte nicht mehr an Feja denken, nicht mehr an die Grausamkeit und Unbarmherzigkeit der Dörfler, sondern die Welt erleben, wie er es sich wünschte.

Dabenas sammelte all seinen Mut und wagte sich – in der Linken die Fackel, in der Rechten sein sagenumwobenes Schwert – in die dunkle Höhle. Er hielt nicht einmal inne, als ein markerschütternder Schrei von den feuchten Wänden widerhallte, sondern schritt zielstrebig aus, denn nichts konnte seine Entschlossenheit ins Wanken bringen. Plötzlich gewahrte Dabenas ...

Bei Einbruch der Abenddämmerung legte Feywind das Buch beiseite, schloss die Augen und seufzte. Wäre nur alles so klar abgegrenzt: scharfe Schnitte zwischen Gut und Böse, keine Zweideutigkeiten, nur Schwarz oder Weiß. Leider blieb ihm nichts anderes übrig, als so gut wie möglich in der Welt zurecht-zukommen, die ihn umgab. Wenn er Feja rächte – was Dabenas mit Sicherheit getan hätte –, würden die Flammen des Scheiterhaufens alsbald nach seinem Fleisch lecken. Er schauderte.

Erst als er sich erhob und getrocknete Schlammbrösel zu Boden fielen, bemerkte er, dass er vergessen hatte, seine verdreckte Kleidung zu wechseln. Nun musste er doch seine letzte saubere Garnitur anlegen. Die schmutzigen Sachen warf er achtlos beiseite. Die konnte er auch morgen waschen.

Diesen Abend wollte er sich freihalten für etwas Besonderes, etwas, das schon lange seine Neugierde gekitzelt hatte. An der Akademie war das nicht erlaubt – und schon gar nicht einem einfachen Adepten. Oft hatte es ihn geärgert, dass die Mentoren ihren Schülern so wenig Eigeninitiative überließen. Ständig hatte ihm jemand über die Schulter geblickt und ihn ermahnt, nichts zu überstürzen.

Feywind rieb sich die Hände. In der Abgeschiedenheit des Turms würde es niemanden interessieren, ob

er nur ein paar Funken herbeizauberte oder das ganze Gebäude in Schutt und Asche legte – außer seinen Vater vielleicht ...

Kurz dachte er an den Blondem. Zu gern hätte er sich an die Aufhebung des Zaubers gemacht, aber das konnte bis morgen warten.

Feywind durchsuchte das Arbeitszimmer nach den Utensilien für das Experiment. Das Wichtigste wäre Bannkreide. Aber in den Kabinetten und Schränken fand er nur wenig magisches Zubehör. Seltsam. Üblicherweise hatte sein Vater alles auf Vorrat. Mehr als einen Stumpfen der lilafarbenen Kreide, die im hintersten Eck einer quietschenden Schublade lag, gab es nicht.

Nicht viel.

Aber ausreichend.

Seine Faszination für Dämonologie hatte Feywind während einer Unterrichtsstunde an der Akademie entdeckt. Großmeister Methalenos, seines Zeichens der wohl absonderlichste Praktizierer arkaner Kunst an der Akademie, hatte den Adepten die Gefahren aufzeigen wollen, die mit der Anrufung eines Dämons einhergingen ...

Methalenos' buschige Brauen schoben sich verärgert zusammen. »So, so, die versammelten Damen und Herren glauben wohl, ich erzähle ihnen Ammenmärchen?« Er verschränkte seine dünnen Arme vor dem Körper und blickte strafend in die Runde.

Manch einer der Adepten konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Verärgert zog Methalenos an seinem weißen Bart, der ihm bis auf die Brust fiel. »Na wartet!«

Wie ein Derwisch wirbelte er umher, zeichnete Linien auf den Boden, murmelte unentwegt in seinen

Bart und blickte immer wieder herausfordernd in die Runde der Adepten, die im Halbkreis um ihn herumstanden.

»Ha! Ihr werdet schon sehen, dass man besser keinen Dämon beschwören sollte. Das werde ich euch jetzt ein für alle Mal einbläuen!« Plötzlich hielt er inne, blickte auf den Bannkreis, den er auf den Boden gezeichnet hatte, schnaubte zufrieden und warf die Kreide fort.

»Ich werde jetzt einen Wahrhaftigen beschwören«, gab er hochfahrend kund. »Wer die Hosen voll hat, kann gerne gehen.«

Tatsächlich erleichte manch ein Adept, der einen Augenblick zuvor noch hämisch grinsend Methalenos' Ausführungen gelauscht hatte. Bei der Beschwörung eines Wahrhaftigen anwesend zu sein, war eine fragwürdige Ehre. Dennoch gab sich niemand die Blöße, den Lehrsaal zu verlassen.

»So, dann wollen wir mal loslegen, nicht wahr?«, sagte Methalenos mit einem Funkeln in den Augen. Er tanzte um den Kreis herum, zischelte unverständliche Worte und bewegte seine Finger in komplexen Mustern.

Draußen wanderte eine Wolke vor die Sonne. Im Lehrsaal wurde es merklich dunkler. Nebel stieg im Kreis der magischen Runen auf. Rote Blitze zuckten über den Boden. Als sich die Nebelschwaden lichteten, gaben sie den Blick auf ein fingerlanges Feuerteufelchen frei, das sich in einem Tobsuchtsanfall gegen die unsichtbare Barriere des Bannkreises warf. Es zeterte und keifte, knurrte und zischte vor Wut, schoss von einer Ecke in die andere, einen feurigen Schweif hinter sich herziehend. Als das Feuerteufelchen einsah, dass es nicht entkommen konnte, blieb es stehen und fing an, Methalenos zu beschimpfen.

Unter dem Gelächter seiner Adepten sandte dieser das Ergebnis seines missglückten Verschwörungsversuchs mit einem Fingerschnippen zurück in die Sphäre der Dämonen und stürmte mit hochrotem Kopf aus dem Raum.

Feywind schmunzelte. Der gute alte Methalenos. Eines Tages war er plötzlich verschwunden gewesen. Nur einen Bannkreis hatte man in seinem Zimmer entdeckt.

Feywind legte die Bannkreide auf den Tisch und stieg die Stufen des Turms hinauf zur Bibliothek. Bevor er sich an das Beschwörungsritual wagte, wollte er sichergehen, alles richtig zu machen. Wenn Dalmatis wüsste, was er gerade vorhatte ... Schnell hatte man als Magier einen schlechten Ruf, wenn man sich mit Wesenheiten der verbotenen Sphären abgab. Nichtsdestominder hatte Feywind vor, dieses Risiko einzugehen, um sein Können unter Beweis zu stellen – und das ohne die Unterstützung eines Lehrmeisters. Irgendwann wollte er selbst ein angesehener Magus sein und da war etwas Wagemut durchaus gefragt. Die berühmtesten Magier waren eben jene, die nicht nur vorgetrampelten Pfaden folgten, sondern sich mit Mut und Entschlossenheit einen Weg durch das Dickicht des Unbekannten bahnten.

Er stieß die Tür auf, die laut knarrend nach innen schwang. Es roch muffig. Feywind durchmaß den in Dunkelheit getauchten Raum und hielt auf die geschlossenen Fensterläden zu, durch deren Ritzen das Sonnenlicht rieselte. Erst als er die Läden öffnete, bemerkte er, wie viel Staub er aufgewölkt hatte. Dicke Flocken stoben in alle Richtungen davon, als eine Brise in den Raum strich und sich daranmachte, den dumpfen Geruch zu vertreiben.

Jetzt fielen ihm die Lücken in den pedantisch ausgerichteten Bücherreihen auf. Feywind schätzte, dass jedes vierte Buch fehlte. War sein Vater etwa umgezogen?

Nein, davon hätte dieser ihn in Kenntnis gesetzt.

War er vielleicht geflohen? Möglich. Andererseits gab es nicht viel, wovor sich sein Vater fürchten musste. Hoffentlich würde sich die Frage um seinen Verbleib bald klären.

Nachdem Feywind die Bibliothek gründlich abgesehen hatte, musste er bereits den ersten Rückschlag hinnehmen: Das Buch zur Dämonenbeschwörung war fort.

Wieder im Arbeitszimmer, fragte er sich, was er nun tun sollte. Aufhören? Wieder fliehen wie gestern, als er in panischer Angst Reißaus genommen hatte? Die tote Frau in der Gasse wand sich wie ein Wurm in seine Gedanken.

Wenn er nicht einmal den Mut aufbrachte, auf dem Gebiet der Magie ein Wagnis einzugehen ...

Er packte die Bannkreide. Magie war sein Element! Buch hin oder her, es würde auch so gelingen!

Trotzdem wurden seine Hände feucht, als er versuchte, den Bannkreis auf die Holzdielen zu zeichnen. Als er fertig war, umrundete Feywind das Gebilde, begutachtete es aus jedem Blickwinkel. Der Bannkreis war die Lebensgarantie des Magiers, zumindest bei großen Dämonen. Doch selbst ein kleiner konnte Schaden anrichten, wenn auch nicht unmittelbar für Leib und Leben. Sollte allerdings ein Feuerteufelchen aus dem fehlerhaften Bannkreis hüpfen und in der Bibliothek verschwinden, zwischen den staubtrockenen Folianten hin und her sausen ...

Nachdem er den Beschwörungskreis nach bestem Wissen und Gewissen auf dessen Makellosigkeit ge-

prüft hatte, rief er sich Wortlaut und Gestik des Rituals ins Gedächtnis.

Bedachtsam fing er an, Laute in Arkanum, der Magiersprache, zu murmeln. Fingerbewegungen begleiteten seine Worte. Eine dämonische Wesenheit der zweiten Sphäre, etwas Größeres also als ein Feuer-teufelchen, sollte vorerst genügen. Insgesamt gab es sechs Sphären. Ein Wahrhaftiger, wie ihn Methalenos hatte anrufen wollen, gehörte der sechsten Sphäre an. Es gab noch eine siebte Sphäre, die Sphäre der Fürsten, doch an einen Dämonenfürsten hatte sich, soweit Feywind wusste, noch niemand gewagt. Ob man die überhaupt beschwören konnte? Oder wurde man dann sofort zermalmt? Egal.

Jeder fängt mal klein an.

Nach Beendigung des Rituals war er sicher, alles richtig gemacht zu haben. Nebel wand sich in den Abgrenzungen des Kreises, rotes Leuchten flackerte hindurch, erweckte den Eindruck, als würde ein kleines Feuer in der Mitte brennen. Ein letztes Knistern und der Nebel verflüchtigte sich.

Im Kreis hockte eine Kreatur, die an einen kleinen Drachen erinnerte. Sie reichte Feywind bis zu den Knien, hatte schwefelfarbene, zähe Haut und eine lange, spitz zulaufende Schnauze. Zwei Zähne ragten aus dem Maul nach unten. Die ledrigen Flügel, an den Rändern etwas zerfranst – fast so, als hätten Mäuse daran genagt –, hatte sie schützend vors Gesicht gehoben.

»Bitte verzeiht mir, Meister!«, jammerte der kleine Drache. »Aber es ist schwierig, jemanden zu finden, der ...«

Feywind hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit einem verängstigten Dämon. Die Wesenheit verharrte einen Moment lang in der kauernenden Pose, dann,

als nichts geschah, ließ sie langsam die Flügel sinken und öffnete ein argwöhnisches Auge. »Was ist denn jetzt passiert?«, fragte sie und blickte sich misstrauisch um.

Feywind gab sich einen Ruck. »Ich habe dich hierher gerufen!«, verkündete er und hoffte, dass seine Stimme fest und gebieterisch klang.

Der kleine Drache schnüffelte herum und ließ seinen Blick über die Linien des Bannkreises wandern. Verärgert stampfte er einen krallenbewehrten Fuß auf den Boden. »Was willst du von mir?«

»Wie lautet dein Name?«

Der Drache knurrte, dann, als würden ihm die Worte aus der Kehle gezogen, antwortete er: »Shalamnurtalinak.«

»Ziemlich langer Name. Den kann ich mir sicher nicht merken. Hm ...« Feywind kaute auf seiner Unterlippe. »Shalamnurtalinak ... Weißt du was? Ich nenne dich einfach Shnurk.«

Die Hautfarbe des kleinen Dämons bekam einen Rotstich.

Feywind rieb sich die Hände. Dass er den Dämon zwingen konnte, seinen Namen preiszugeben, bedeutete, dass der sich vollständig unter seiner Kontrolle befand. Ein Lächeln umspielte seine Lippen.

»Was gibt's da zu grinsen?«, keifte der Dämon.

»Du erwähntest etwas von einem Meister.«

Shnurk schnaubte. »Ja.«

»Heißt das etwa, ich habe dich durch meine Beschwörung vor einer unangenehmen Konfrontation bewahrt?«

Der kleine Dämon fing an zu beben, schüttelte sich und rollte am Boden herum.

»Antworte!«

Shnurks Farbe intensivierte sich zu einem leuch-

tenden Rot. »Ja!«, spie er aus, stellte seinen Veits-
tanz ein und bedachte Feywind mit einem mordlüs-
ternen Blick. Feiner Rauch kräuselte aus seinen Na-
senlöchern.

»Dann stehst du jetzt in meiner Schuld!«

Shnurk antwortete nicht, die Rauchkringel jedoch
wurden dicker.

»Stimmt, oder?«, hakte Feywind nach.

»Ja!«, kreischte Shnurk. »Und ja, ich schulde dir
jetzt einen Gefallen!« Shnurk ließ die Flügel hängen,
seine Farbe spielte nun ins Grüne. »Zurzeit klappt
auch rein gar nichts.«

Fast empfand Feywind Mitleid für den kleinen Dä-
mon. Am liebsten hätte er ihn von seiner Schuld er-
löst, aber das wäre unklug. Wer wusste schon, zu was
dieser kleine Dämon vielleicht noch gut wäre? »Du
darfst jetzt in deine Sphäre zurückkehren.«

»Vielen Dank, großer Meister. Wie zuvorkommend
von Euch.« Ein Blitz, ein lautes *Plopp*, dann war
Shnurk verschwunden.

Feywind konnte sein Glück kaum fassen. Da be-
schwor er zum ersten Mal einen Dämon und schon
hatte er so etwas wie einen Pakt. Besser hätte es
nicht laufen können! Vielleicht konnte er ihn ja so
weit bringen, ihm über die Sphären der Dämonen zu
berichten. In Fachblättern, wie etwa dem *Arkanen
Boten zu Wallstadt*, war dieses Thema bis jetzt nur
angeschnitten worden.

Feywind war stolz. Mit seinen Fähigkeiten war es
bestimmt kein Problem, sich morgen um den Blondem
zu kümmern ...